

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 124. Bromberg, den 3. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

(6. Fortsetzung.)

Kapitel XI.

Eine dringende Bitte.

Ein Morgenblatt beschäftigte sich, vermutlich in Ermangelung einer anderen Sensationsnachricht, mit dem Fall Basil Rowan. Ein Abendblatt, von demselben Motiv geleitet, tat dasselbe. Dies sei ein Fall von augenfälligem Totschlag, erklärten beide. Das Beweisverfahren zeigte deutlich einen Streit zwischen den beiden Männern. Ein hervorragender Verteidiger in Strafsachen mengte sich in die Angelegenheit. Bittgesuche wurden eingereicht. Das Ministerium des Innern wurde mit Zuschriften bestürmt. Überall sagten die Leute, dieser Mann hätte nicht des Mordes angeklagt werden sollen. Die Geschworenen wären durch die ihnen zuteil gewordenen Belehrungen irre geworden. Es war ein einfacher klarer Fall von Totschlag.

Drei Tage nach ihrem ersten Besuch saß Winifred Rowan wieder in Deanes Bureau. Sie hatte Ringe unter den Augen, schien dünner und zerbrechlicher geworden zu sein. Deane selbst war etwas blasser, sonst unverändert, sorgfältig gekleidet. Er saß auf seinem Platze wie immer und lenkte die Geschicke jener großen Unternehmungen, die unter seiner Aufsicht standen. Augenblicklich tat er sein Möglichstes, um das junge Mädchen, das in einem plötzlichen Schreckensanfall zu ihm gekommen war, zu trösten.

„Meine liebe Miß Rowan“, sagte er. „Ich habe verschiedene Auskünfte von meinen Freunden erhalten. In dieser Sache bin ich sehr weit gegangen und kann Ihnen versichern, daß nicht der leiseste Zweifel über einen Strafaufschlub vorliegt.“

Sie blickte auf den Kalender. „Aber bedenken Sie“, sagte sie, „drei Tage befindet er sich bereits dort, zum Tode verurteilt. Bedenken Sie, was er leiden muß! Oh, es ist fürchterlich! Es ist nicht nur der Tod!“ rief sie, „alles übrige — die gräßliche Schande! Oh, wenn es dazu kommen sollte —“

Er wehrte mit der Hand ab. „Es wird nicht dazu kommen“, versicherte er ihr, „das habe ich Ihnen versprochen.“

„Wenn Sie ihm eine Frist gewähren wollen, warum lassen Sie ihn diese Qualen erleiden? Warum sagen Sie es ihm nicht gleich? Ich habe ihn heute morgen gesehen, er sagte nichts. Er ist so tapfer, als ein Mann nur sein kann, aber seine Augen sind furchtbar. Oh, Mr. Deane, tun Sie etwas! Oh, tun Sie etwas!“

Sie legte plötzlich ihre Hände auf seine Schultern; er nahm sie sanft in die seinen.

„Meine liebe Miß Rowan, ich tue alles, was ein Mann tun kann. Glauben Sie mir. Ich wollte, Ihr Bruder hätte getan, was er androhte, und wäre in den Fluß gegangen, bevor er zu mir kam!“

Endlich ging sie. Deane lehnte sich in den Sessel zurück, gänzlich unfähig zu arbeiten. Zweimal wollte er telephonieren, beide Male unterließ er es. Dann aber wandte er sich an seinen Sekretär, der gerade hereinkam.

„Rufen Sie Mr. Hardaway an“, befahl er.

Einige Augenblicke später läutete das Telephon. Er ergriff das Hörrohr. „Hardaway? Hier ist Stirling Deane. Sie erinnern sich an unser Gespräch unlängst im Theater? Ich meine, an die Dokumentenangelegenheit, von der Sie sprachen?“

„Ich erinnere mich“, antwortete Hardaway.

„Wer hat eigentlich diese Dokumente?“ fragte Deane. „Befinden sie sich noch im abgesperrten Zimmer des Hotels Universal?“

Einen Augenblick war eine Pause. Dann antwortete Hardaway. „Meines Wissens“, sagte er, „befinden sie sich noch im Hotelzimmer. Sie können jedoch jederzeit nach Scotland Yard gebracht werden.“

„Es hat also noch niemand Sinclairs Effekten beansprucht?“ fragte Deane.

„Niemand“, lautete die Antwort.

Deane wollte bereits abläuten, als Hardaway plötzlich eine Frage an ihn richtete: „Sind Sie in zehn Minuten noch in Ihrem Bureau, Mr. Deane?“

„Auch länger“, antwortete Deane.

„Ich komme gleich“, sagte der Anwalt. „Ich hoffe, Sie können mir einen Augenblick schenken.“

Deane legte stirnrunzelnd die Hörmuschel nieder. Vielleicht war seine Frage ungeschickt gewesen. Oder war Hardaway bereits mißtrauisch? Er begrüßte den Advokaten, als er kam, etwas kühl.

„Fünf Minuten, bitte“, sagte er. „Ich habe noch viel Post durchzusehen und ein frühes Diner heute abend.“

Die zwei Männer waren allein. Hardaway, der sich nicht gesetzt hatte, zog nachdenklich die Handschuhe aus und klopfte mit den Fingern auf den Tisch.

„Deane“, sagte er, „haben Sie die Absicht, das Hotel Universal aufzusuchen?“

Deane antwortet ihm kühl und mit vollkommener Selbstbeherrschung. „Ich bin noch nicht entschlossen, vielleicht würde es dafür stehen.“

„Es würde nicht“, sagte der Anwalt. „Ein Detektiv bewacht Nr. 27 bei Tag und Nacht.“

„Ich glaube“, bemerkte Deane, „nachdem die Sache klar ist, würde Scotland Yard dies nicht für notwendig halten?“

„Es ist so, wie ich Ihnen sagte“, antwortete Hardaway. „Es wäre nichts für einen Mann Ihrer Stellung, Deane, an einem solchen Orte gesehen zu werden, besonders, da eines dieser Papiere den Namen Ihres Bergwerkes trägt und Sinclair von einem Mann ermordet wurde, für dessen Verteidigung Sie zahlten.“

„Das ist recht deutlich“, bemerkte Deane.

„Um dies zu sagen, bin ich gekommen“, antwortete Hardaway. „Tun Sie es nicht, Deane. Wir sind nicht in Afrika.

Dort waren Ihre Systeme möglich — hier könnten sie Ihnen Ruin bedeuten. Gute Nacht!"

„Und der Strafaufschub?" fragte Deane.

„Eine Gewißheit", antwortete Hardaway. „Es kann noch eine Woche dauern, bevor es veröffentlicht wird, aber es ist eine Gewißheit."

Deane saß in seinem Lehnstuhl und sah durch das staubige Fenster in den Hof hinaus — eine unerfreuliche Aussicht und nicht anregend. Von den Worten des Advokaten nahm er wenig Notiz. Der Strafaufschub würde kommen, dessen war er gewiß, aber er begann die Nervenanspannung zu fühlen. Er hatte viel Phantasie, war ein ausgezeichneter Finanzmann, aber es war ihm wenig Zeit übriggeblieben, um die Gemütsseite zu pflegen. Dennoch hatte er einen wahren Schauder empfunden, den er nicht los wurde seit dem Tage, wo er bei Gericht gewesen war, in das weiße Gesicht Rowans geblickt und diese entsetzlichen Worte des Urteils mitten in tiefstem Schweigen vernommen hatte. Es war eine Erinnerung, von der er nicht loskommen konnte. Auch das blasse Gesicht der Schwester und ihre kläglichen Blicke hatten ihn gerührt. Er fühlte, daß diese Tage der Ungewißheit beinahe unerträglich waren. Sein Sekretär betrat leise das Zimmer. „Wußten Sie", fragte er, „daß ich für Ihre Reise nach Schottland Anordnungen treffe?"

Deane sah ihn einen Augenblick verständnislos an. Dann erinnerte er sich plötzlich, daß morgen der Tag sei, an dem er London verlassen sollte, um nach Nunneley zu fahren.

„Ich weiß noch nicht", sagte er zweifelnd. „Ich werde Sie in ein paar Minuten verständigen."

Er war wieder allein. Unmöglicher noch als die schreckliche Einsamkeit der Tage in der Stadt erschien ihm der Gedanke an das schmucke Landhaus mit seinen genau eingeteilten Tagen, seinen feinen, leichtlebigen Bewohnern. Er schrieb ein Telegramm und sandte um ein Eisenbahnkursbuch. Am nächsten Tage verschwand er aus London.

Kapitel XII.

Ruby Sinclair.

Vierundzwanzig Stunden später ging Deane über sumpfigen Sandstrand am glitzernden Meer, das an manchen Stellen lavendelblau leuchtete. Im Hintergrund ein Dorf mit roten Ziegeldächern. Vor ihm das unendliche Meer. Hinter ihm und um ihn herum nichts als kahles, flaches Land, das nur darauf wartete, daß die Flut heranströmte. Einige Möven schrien in der Luft über ihm, sonst tiefes Schweigen. Hier war sogar das Meer geräuschlos, welches über den flachen Strand strömte. Deane empfand die Entspannung seiner Nerven. Er genoß die wunderbare Freude der Einsamkeit. Die Erregung der letzten Tage schien von ihm abzufallen und er blickte auf dieses aufregende Kapitel aus seinem Leben zurück wie ein Fremder, der auf wiedererzählte Geschehnisse schaut. Die Tragödie von Basil Rowan, der inmitten der fürchterlichen Stille des Gerichtshofes zum Tode verurteilt wurde, der jetzt mit zur Türe gewendetem Gesichte in seiner Zelle saß, der fürchterliche, lange Stunden der Qual durchmachte und auf einen Strafaufschub wartete, der vielleicht nicht kommt, kam ihm jetzt nicht anders vor, wie sie Millionen Menschen erschien, die davon in den Zeitungen lasen. Er war beinahe imstande, zu vergessen, daß er zum Teil für diese Episode verantwortlich war. Er war sogar imstande, den tragischen Grund von Winifred Rowans Besuch zu vergessen — und sich nur an ihr sanftes Wesen, ihre leidenschaftlichen Reden, ihre Dankbarkeit, gemildert von Besorgnis, zu erinnern, die bei ihrem letzten Gespräch über die Abneigung triumphiert hatte, die sie ihm zuerst deutlich gezeigt. Alle diese Ereignisse schienen ihm wie aus einer anderen Welt. Sorgen und Angst kamen ihm hier wie schädliches Kinderspielzeug vor.

Ein Fischerboot kam heran, von einem Mann gesteuert, der der Länge nach am Verdeck lag, den Kopf auf einer Tauwerkrolle, mit einer Hand das Steuer umklammernd. Einige Kühe standen in den trockenen Teilen des Sumpfes, bewegten die Schwänze und gingen gemächlich von einem Grasfleck zum anderen. Der Rauch der kleinen rotgeziegelten Landhäuschen stieg kerzengerade zum Himmel auf, unberührt selbst vom leisesten Windhauch. Deane erschien es, als hätte er ein Idyll des ruhigen Lebens gefunden, und mit einem Gefühl der Erleichterung empfand er, wie der Schlaf, der ihn solange gemieden hatte, ihn übermannte. Die Eintönigkeit des Ortes betäubte seine Sinne. Der Schmerz hörte auf. Er war froh, vergessen zu können. Er warf sich nieder am Strand, mit dem Rücken an einen kleinen sandigen Erdhügel, der mit grünem Unkraut bewachsen war, und mit dem Gemurmel des Meeres im Ohr schlief er ein.

Eine leichte Berührung an seinem Arm weckte ihn. Er richtete sich auf und bemerkte ein Mädchen, das sich über ihn beugte.

„Es tut mir leid, Sie zu stören", sagte sie, „aber wenn Sie hier noch fünf Minuten länger bleiben, so werden Sie sehr naß werden."

Die Flut war nur mehr einige Meter weit von ihm entfernt. Deane sprang auf. „Es war sehr freundlich von Ihnen, mich aufzuwecken", sagte er. „Ich bin hergekommen, um auszuruhen, und ich glaube, ich war nahe daran, es zu gründlich zu tun. Wenn man von London kommt, empfindet man die Meeresluft sehr kräftig."

Sie sah ihn mit Interesse an und er erwiderte den Blick. Sie war groß — beinahe so groß wie er — schlank, hatte dunkle Augen, dichte Augenbrauen und ein sonnenverbranntes Gesicht. Sie trug ein einfaches Stoffkleid, an dessen Schnitt sein kritisches Auge gleich die Hand des Dorfschneiders entdeckte. Dennoch lag etwas in ihrer Erscheinung, das ländlichem Wesen widersprach.

„Sie sind ein Londoner?" fragte sie einfach.

„Ich fürchte, das bin ich."

„Fürchten?" fragte sie ungläubig.

„Warum nicht?" fragte er. „Ich bin ein Sklave, der im Bureau sitzt und jahraus, jahrein schwer arbeitet. Wir sind im goldenen Netz gefangen. Dann kommt der Tag", fuhr er fort, „wo wir Zuflucht in so einem kleinen Erdenwinkel suchen und die Sinnlosigkeit unseres Lebens erkennen."

„Ihre Lebensanschauung ist interessant, aber nicht überzeugend", sagte sie.

„Warum nicht überzeugend?"

„Haben Sie je die Sache vom andern Standpunkt aus betrachtet?" fragte sie — „zum Beispiel über diese armen Leute nachgedacht, die immer in so einem Erdenwinkel leben müssen? Alle diese Dinge, die hier auf Sie erquickend wirken, erscheinen Ihnen durch den Kontrast herrlich. Für ein paar Tage — vielleicht für eine Woche — ist dieses Ausruhen ein Genuß. Aber nach dieser Zeit, glaube ich, würden Sie anfangen, etwas unzufrieden zu werden. Die Sonne scheint nicht immer hier, wissen Sie, und wenn die Sonne nicht scheint, ist die Gegend farblos, das Meer grau und häßlich, der Strand flach und öde und der Wind sogar im Sommer kalt."

„Das ist ein düsteres Bild, das Sie entwerfen", sagte er. „Aber die Einsamkeit bleibt doch, und wenn man jahraus, jahrein im Tumult gelebt hat, so ist die Einsamkeit allein schon wunderbar."

„Und wenn man immer in der Einsamkeit, die die Nerven bedrückt, gelebt hat", sagte sie, „als wäre man das einzige Lebewesen in einer versunkenen Welt, glauben Sie nicht, daß man sich da nach dem Tumult ebenso sehnt, wie Sie nach der Einsamkeit?"

„Wir sind offenbar Gegensätze", bemerkte er. „Leben Sie hier? Ich nehme aus Ihren Äußerungen an, daß Sie hier zu Hause sind."

„Ich lebe seit neun Jahren hier", antwortete sie. „In dem kleinen Hause, das Sie dort hinten sehen können. Es ist sehr klein, aber hübsch zum Ansehen. Ich lebe seit neun Jahren dort mit einer Tante, der Tochter eines Landwirts, die sehr häuslich ist, und einem Onkel, der bereits in jungen Jahren dienstuntauglich wurde und Zivilbeamter in Indien war, seit fünfzehn Jahren aber nichts anderes macht als Golfspielen und Fischen und seine Gesundheit beobachten."

„Sie reisen also nicht viel?"

„Ich habe diesen Ort nicht verlassen", antwortete sie, „seit ich vor neun Jahren den Fuß hierhergesetzt habe. Ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, es je zu tun, bis", fügte sie mit einem Seufzer der Befriedigung hinzu, „vor ein paar Wochen."

„Sie werden also doch endlich reisen?“ fragte er.

„Ich hoffe“, sagte sie. „Ein Onkel von mir ist aus dem Auslande heimgekehrt, der sehr reich ist, wie ich glaube. Er schrieb mir an dem Tage, als er landete, daß er mir Geld schicken würde, damit ich ihn besuche. Ich erwarte jetzt täglich Nachricht von ihm.“

„Er ist in London?“

„In London!“ Sie seufzte. „Stellen Sie sich vor“, fuhr sie zu ihm gewendet fort, „ich war nie in London! Die größte Stadt die ich kenne, ist King's Lynn. Waren Sie je in King's Lynn?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein.“

„Dann können Sie es nicht verstehen“, sagte sie — „dann kann ich Ihnen nicht erklären, was es für mich bedeutet, daß ich sehr bald einen Blick in die Welt tun kann. Hätte ich Sie vor drei Wochen getroffen, so wäre es mir im Traume nicht eingefallen, Sie aufzuwecken. Ich hätte Sie naß werden lassen und dann ausgelacht. Wenn Sie gewagt hätten, mich anzusprechen, hätte ich in die Luft geschaut und wäre weggegangen. Sie sehen, was für einen besänftigenden Einfluß die bloße Möglichkeit eines Entkommens hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Das blaue Auto.

Skizze von Margot Kind.

Beinahe hätte sie ihren Kaffeetopf über den frischgescheuerten Küchentisch gegossen, so heftig hat sie sich vorgebeugt, um ihrem schrippenkauenden Emil die Zeitung vor die Nase zu pflanzen. „Da, lies!“

Ihre verarbeiteten Finger umfahren eine Anzeige folgenden Inhalts: „Innensteuerlimousine, Viersitzer, möglichst dunkelblau, aus Privathand zu kaufen gesucht.“

„Siehste, warum biste so voreilig! Hätt'ste bloß die Karre gelassen, wie sie war. Blau, das fällt doch gar nicht auf. Wo heute jeder dritte Wagen blau ist! — Was machste denn da, Emil?“

Emil antwortet nicht. Er ist dabei, mit dem Küchenmesser vorsichtig das Inserat aus dem fettfleckigen Zeitungspapier auszuschneiden. „Geh in die Drogerie, Frau! Fünf Kilo dunkelblauen Autolack. Aber 'n bisken holla!“

Nachdem Emil und Ernestine die Nacht im lichtdicht verschlossenen Holzschuppen verbracht haben, ist der schwarze Kraftwagen wieder dunkelblau. Am Nachmittag erscheint der Interessent. Er ist klein, rund, hat vergnügte Schweinsäuglein, trägt einen Otterpelz und sieht überhaupt „besser“ aus. Er stenzt um den Wagen herum, öffnet die Haube, beklopft die Scheiben, setzt sich ans Steuer, probiert die Hupe. Die Polsterung durchsucht er nach Mottenlöchern.

Leider hat er allerhand auszusetzen. Zuviel gefahren, schlechte Federung und so allerhand. Sein Interesse erlahmt sichtlich.

Emil hingegen, mit der Rechnung von zweimal Autolack im Kopfe, ist äußerst geneigt, ein Geschäft zu machen. So stark, daß er bereit scheint, mit sich handeln zu lassen. Siehe allgemeiner Preisabbau, bitte sehr.

„Na ja“, sagt der besser aussehende Herr. „Hundert Mark Nachlaß, das läßt sich hören. Man kann ja mal probieren. Unverbindlich, bitte. Nur um zu sehen, wie der Dunkelblaue läuft.“ Der Otterpelz setzt sich hinter das Steuer. Emil in der Lodenjoppe flegelt vornehm rechts.

„Elegant“, denkt Ernestine. Sie steht an der Holzstalltür und winkt mit dem Schürzenzipfel.

Nur so ein paar Straßen kreuz und quer wolle er fahren, meint der Herr. Wegen der Bremsen und so weiter. Ob er, Emil, ein Stündchen Zeit habe?

Aber natürlich, freilich, selbstverständlich hat Emil.

Nun, dann kann man wohl rasch einen Augenblick anhalten? Der Herr möchte telephonieren. An seine Frau. Wegen des Abendessens. Und daß er einen Wagen in Aussicht habe. Denn der Dunkelblaue fährt gut, ganz ausgezeichnet. Vielleicht . . . Warum nicht? Wenn Emil noch fünfzig Mark heruntergehen will. Siehe Preisabbau . . .

Emil schluckt. Dann sagt er Topp. Der Reingewinn ist noch ganz beträchtlich.

Sie fahren nach Hause. Am Polizeipräsidium vorüber. Da ist was los. Vier, fünf Schupos lungern vor der Tür. Ein Menschenhäuflein hat sich angesammelt.

„Wollen doch sehen, wen sie da haben“, meint der rundliche Herr und fährt vor. „Hallo, Herr Wachtmeister, Augenblick, bitte!“

Die Schupos sind höflich, äußerst höflich. Sie kommen sogar an den Wagenschlag. Das heißt, Emil findet das nicht freundlich. Er liebt Schupos nicht sehr.

„Bitte sich zu überzeugen, Herr Wachtmeister“, sagt der dicke Herr, „daß dieser Wagen Typ 1930 mein vom Parkplatz Buxtehuder Straße entwendetes Eigentum ist. Nur die Farbe ist inzwischen kräftiger geworden. Und den Dieb habe ich der Einfachheit halber gleich mitgebracht . . .“

Das graue Heer.

Skizze von Horst Biernath.

Wochenlang brannte die Sonne unbarmherzig vom bleiernen Himmel. Die Erde barst, und die Steppe zwischen Don und Kaukasus verdorrte. Die Nächte waren schwül und schwer, die Tage erstickend und unerträglich. Die Brunnen versiegten, der Pegelstand der Flüsse sank, der Grundschlamm tauchte empor, und die saftigen Wiesenufer der Wolga verwandelten sich in eine Sandwüste.

In Siotti, dem Wallfahrtsort der kalmückischen Buddhisten, flehten die Priester und Gelongs vergeblich um Regen. Aus allen Teilen der Steppe strömten Wallfahrer auf müden Pferden zu dem heiligen Ort, um die Gebetstrommeln zu drehen, sich den Wassersegen spenden zu lassen, die heiligen Pfähle zu küssen und in großer Prozession um die geweihten Hütten zu wandern.

Von den Quellen des Manytsch her zog auf abgetriebenen Gäulen Sloka, ein bekannter, kalmückischer Pferdezüchter, samt seinem Weibe zum heiligen Siotti. Ihn bewog nicht die Regenarmut dieses Sommers, die beschwerliche Reise in dieser höllischen Jahreszeit zu unternehmen. Seine Pferde hatte er zum Manytschsee hinaustreiben lassen, und dort fand sein Gestüt Wasser und Weide genug. Er wallfahrte mit seinem Weibe, um Buddha um einen männlichen Erben zu bitten. Seine Frau war tüchtig, sie arbeitete mehr als zwei Esel, aber sie hatte ihm bis jetzt nur Töchter geboren, und bevor er sie ihren Eltern zurückschickte, wollte er es nochmals mit einer Wallfahrt versuchen.

Siotti war in ein Heerlager verwandelt. Tausende von Kalmücken hatten ihre Zelte in der Nähe des Heiligtums aufgeschlagen und die Prozessionszüge waren unabsehbar. Auf die Zelte der Wallfahrer stach die furchtbare Julisonne, strahlte der Himmel in Weißglut herab — aber die flehentlichen Gebete und die Prozessionen rührten Buddha nicht.

Zuerst starben die Alten und Kranken, die sich mühselig bis zum Heiligtum geschleppt hatten — dann die Säuglinge, denen die leeren Brüste fiebernder Mütter keine Nahrung zu geben vermochten — und schließlich kam das große Sterben über alle. Siotti wurde ein riesiger Friedhof — und Buddha lächelte. Als die Brunnen zu versiegen drohten, spendeten die Gelongs von den geweihten Gerüsten herab den letzten Wassersegen auf die andächtige Menge und schickten sie nach Hause.

Sloka war guten Mutes. Die Priester hatten ihm versprochen, sich seiner Sache anzunehmen. Aber der Rückzug wurde schwer. Eines der Lasttiere mußte bald nach dem Aufbruch von Siotti abgestochen werden. Die Wasserschläuche wurden dem Reitpferde der Frau aufgepackt, weil es die leichteste Last trug. Die Steppe war ein flimmerndes Sandmeer. Der Horizont verzitterte bleiweiß, und der Himmel drückte unerträglich. Tags rasteten sie in tiefen Gruben, die sie mühsam auswarfen; preßten die Körper gegen die kühle Erde, deren Frische aber bald verwelkte und zu glühen begann wie ihre Umgebung. Das Wasser in den Schläuchen wurde warm und faulig.

Am fünften Reisetage bekam der Jungknecht, der die Packtiere führte, das Fieber; sie gruben ein Grab, legten sein Haupt nach Lhasa und schütteten ihn hoch zu. Am folgenden Tag stürzte das zweite Lastpferd. Als Sloka ihm den Gnadenschuß geben wollte, sprang es plötzlich auf und raste mit den Wasserschläuchen in die Steppe hinein — vor Hitze toll geworden. Über ihm kreiste ein gutes Dutzend

Geier. Die stießen bald herab. Da wußte Sloka, daß es nicht weit gekommen war, ritt ihm nach und schnallte die Schläuche ab. Er brauchte ihm keine Kugel mehr zu geben. Ein Tag und eine Nacht trennten sie noch von seinen Hütten. Sie ruhten bis zur Dunkelheit. Am Abend ließ er die drei übrig gebliebenen Tiere saufen, soviel sie wollten, trank sich selbst satt, und die Frau tat das Gleiche. Und gleichsam als ob sie die heimatlichen Weidegründe witterten, griffen die abgetriebenen Gäule gut zu. Ein roter Mond wanderte über den schwarzen Himmel, und die Sterne lohten wie hellgrüne Fackeln. Die Hügel, aus denen der Manytsch entsprang, tauchten vor Sloka auf und krümmten ihre mondeshellen Rücken in den satten Himmel.

„Hoi und Ho, greift aus, meine Wackern!" rief Sloka. „Vorwärts, meine Adler!" Die Pferde flogen über die sanften Hügel dahin. Aber plötzlich verhielten sie den Lauf und sogen mit geblähten Nüstern und zitternden Flanken die Luft ein. „Ho! Was ist's mit euch!? — — Vorwärts, ihr Lumpen, ihr Aasgeier! Lauft!" Sloka schlug seinem Pferd die großen Radsporen in die Rippen. Der Gaul stieg wiehernd und drängte verstört zurück. Auch das Pferd des Weibes schnaubte ängstlich.

„Ich glaube, es wittert Gefahr", sagte die Frau.

„Schweig, du! Was für eine Gefahr? He? Du Schlaukopf, so nenn mir doch die Gefahr! Vorwärts! Zwei Wegstunden sind es noch, meine Täubchen. Greift aus, meine Falken! He und Hopp, ihr Hunde!" Sloka schlug seinem Pferd die schwere Faust auf die Kruppe. Wiehernd stob das Tier davon und riß die anderen mit sich fort, die Hügel hinan und die Hügel hinab über bleiche Kämme, durch dunkle Täler. Der Mond goß hellrotes Licht herab, und hinter den Hufen der Pferde stob leuchtender Sand auf. Nun fielen die Hügel ab und schwangen sich in die Ebene aus . . .

Was war das dort, über den letzten Bodenwellen? Sloka riß den Gaul zurück, daß er fast den Halfterriemen sprengte. Das Tier zitterte am ganzen Leibe. Dort, die letzten Hügel waren grau und verschluckten das Mondlicht, und das quirlte und wogte und floß dahin wie ein breiter Strom voller Unrat und Gift. Das brodelte und glitt vorüber wie ein gräßlicher Brei — und die Pferde schnauften, und den Menschen gerann das Blut. Unbeweglich, wie in einem jähen Tode erstarrt, aus entsetzten Augen blickten sie auf das nahe ekle, gefährliche Schauspiel: die grauenhafte Prozession von Tausenden hungriger, mutiger Wanderratten . . .

Die Pferde herum und in jagendem Galopp zur Flucht. Die Peitsche knallt, und der Sporn stößt zu. Sand stiebt auf. Die Höhen hinan! Vorwärts! Vorwärts!

Zu spät — — —

Das furchtbare Heer ist aufgeschreckt. Nun geht es um's Leben. Ganz klar ist Sloka und ganz kalt. Er rast an das Pferd seines Weibes heran und reißt es zurück. Hält neben ihr. Reißt beide Pferde herum — und zuletzt das Lasttier. Schaut kaltblütig vor sich. Es wogt heran. Die Hügel leben. Da zieht er seinen Dolch und stößt ihn dem Lasttier tief in die Hinterhand. Das wiehert vor Schmerz hell auf und stürmt blindlings davon — dem grauen Tode entgegen.

Und vor ihnen jagt ein ekelhafter Klumpen, holpernd, bricht zusammen, stürzt, überschlägt sich, ist graue, zuckende, furchtbare Unform. Und jetzt die Sporen eingesetzt! Die Zügel beider Pferde in den Fäusten jagt Sloka mit seinem Weibe an dem zuckenden, gräßlichen Berge vorbei. Die Pferde rasen davon — aber wie ein Sturm hinterdrein, lautlos und gierig jagt das graue Heer. Schaum an den Mäulern, Entsetzen im Blick, sausen die Pferde über den Sand. „Hoi und Ho! Hoi und Ho!" Da hängen graue Kletten — springen heran — verbeißen sich — spritzen abgeschüttelt zurück wie schmutzige Wassertropfen — werden immer mehr — immer mehr.

Die Peitsche knallt, der Sporn stößt zu. An Slokas Hand hängt etwas Graues. Er zuckt auf vor Schmerz, die Hand blutet, er schleudert es in weitem Bogen fort. „Hoi und Ho! Hoi und Ho! Vorwärts, meine Tiere!"

Das Pferd seines Weibes stolpert, stürzt. Im letzten Augenblick reißt er mit gewaltigem Ruck die furchtbleiche Frau aus dem Sattel zu sich herüber, legt sie wie eine Puppe quer vor sich, schlägt den eigenen Gaul, der von der ungewohnten Last in die Knie gehen will, hoch — und „Lauf, mein Pferdchen, lauf!" Ein Knäuel hinter ihm. Er schaut sich nicht um. Ein furchtbarer Schrei, wie nur Pferde schreien in Entsetzen und Todesnot. Weiter! Weiter! Er schlägt graues Gewürm mit den Sporen vom Bauch seines Pferdes, streift es gewaltsam von den Schenkeln ab. Die Spur des Pferdes ist dunkel von Blut. Die Frau vor ihm schlägt schreiend um sich, er muß die Bestien von ihr abreißen, als wären es stählerne Fischhaken — — aber dort, im hellen Mond, liegt sein Gehöft. Hinter ihm balgt sich ein gieriger Knäuel um einen zerfetzten Kadaver. An den Hufen seines Pferdes hängt der entsetzliche Tod. Und dann ein furchtbarer Sturz und der Tod ist heran — — aber er, Sloka, rafft sich empor, läuft, ein armseliges Menschenbündel auf den Schultern, läuft, stolpert, springt auf in wilder, entsetzlicher Flucht, reißt eine Tür auf und ist gerettet samt seinem Weibe, das ihm einen Sohn gebären wird, wie die frommen Priester in Siotti es ihm versprochen haben.

Lachen im Rampenlicht.

Von Kurt Miethke.

Nach der Uraufführung des „Hauptmann von Köpenick" drängelte sich ein Theaterdichter zweiten Ranges durch die Menge der Glückwünschenden zu Carl Zuckmayer, zupfte ihn am Ärmel und flüsterte ihm ins Ohr:

„Leihen Sie mir auf den Erfolg hin hundert Mark! Sie haben ja ein so unwahrscheinliches Glück, daß Sie das Geld vielleicht sogar einmal zurückkriegen."

*

Vor dem Kriege, zu einer Zeit also, da an kurze Röcke noch nicht zu denken war, trat die Pawlowa in Berlin auf. Da konnte man in der Loge zweier ausländischer Diplomaten einmal folgendes Gespräch hören:

„Ich finde, der Rock der Pawlowa wird jeden Abend um einige Zentimeter kürzer."

„Wie schade, daß sie nur noch acht Tage lang auftritt . . .!"

*

Tristan Bernard protegierte seit einiger Zeit in auffälliger Weise eine sehr junge Schauspielerin von hervorragender Schönheit.

Ein Journalist sagte eines Tages zu ihm:

„Teurer Meister! Glauben Sie wirklich, daß Sie in diesem jungen Mädchen noch Gefühle erwecken können?"

„Das interessiert mich nicht", erwiderte Tristan Bernard. „Ich liebe zum Beispiel Hummern. Kümmert es mich denn, ob mich die Hummern wiederlieben?"

*

Die Schauspielerin Lore Hanne K. hat einen heißgeliebten Hund, den sie immer mit sich führt.

Hans Albers fragte sie eines Tages:

„Lore, sag mal, was hast du da eigentlich für einen seltsamen Köter?"

„Das ist kein Köter", erwiderte die Kollegin empört, „das ist ein reinrassiger Bologneser."

„Möglich", erwiderte Albers, „aber er erinnert trotzdem in auffälliger Weise an einen Köter."

*

Die ganz bezaubernde Schauspielerin Lotte P. betritt einen vornehmen Modesalon im Berliner Westen, stürzt auf den Inhaber zu und schreit:

„Haroldchen, da bin ich. Brauche dringend ein paar Abendkleider und einen Mantel. Wie arbeitest du in dieser Saison?"

„Haroldchen" schob die Dame sanft, aber bestimmt auf einen Stuhl und erwiderte:

„Gegen Vorauszahlung, mein Liebling . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg